

## Predigt über Markus 3,31-35

„Jesu wahre Verwandte“ – mit dieser Überschrift ist der heutige Predigttext nicht nur in der Lutherbibel versehen. Die Überschriften sind zwar eine moderne Zutat zum Bibeltext, aber hören wir, was im dritten Kapitel des Markusevangeliums dazu steht:

*Und es kamen seine Mutter und seine Brüder und standen draußen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen. Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.*

Vorige Woche haben wir einen guten Freund begraben. Nur wenig älter als ich starb er ganz und gar unerwartet, ganz plötzlich, ganz schnell. In den ersten Tagen des Theologiestudiums haben wir uns kennengelernt, miteinander studiert, diskutiert, politisiert, Universität und Welt bewegt. Und diese Gemeinschaft hat uns auch später nie ganz verlassen, auch wenn es verschiedene Phasen von Nähen und Fernen gab. Jede Begegnung war nach auch noch so langer Zeit sofort vertraut. Bis zuletzt waren wir in gemeinsamen Ideen und kleinen Projekten verbunden, hatten nach wie vor die Vision, mit unserem Glauben und in und mit unserer Kirche in dieser Welt etwas bewirken zu können. – Ein wahrer Verwandter! Vor Jahren schon ist meine Mutter gestorben, und doch ist sie immer wieder eigentümlich präsent in unserem Leben. Wenn es um Gastfreundlichkeit geht, darum, Menschen zusammenzubringen und zusammenzuhalten, um offene Einladungen, warmherzige Beziehungen, tätige Hilfe für andere, dann steht ihre Person und ihr Wesen bis heute vielen Menschen – und nicht nur in der engeren Familie – schnell aus der Erinnerung heraus vor Augen. – Keine wahre Verwandte? Ich denke, es ist ganz unmöglich, diese beiden Menschen gegeneinander auszuspielen. Das liegt auf der Hand. Doch worum geht es dann in der biblischen Geschichte, wenn es – auch der eigenen Erfahrung nach – erst einmal nicht so einfach ist, verwandt und nicht-verwandt voneinander zu scheiden? Auch das Phänomen „Pubertät“ spielt in der Geschichte eher keine Rolle. So wie wir das heute verstehen, ist das eine moderne Erscheinung. Da werden Freiheitsdrang und Autonomiestreben wichtig. Die notwendige Emanzipation Jugendlicher aus ihrer Herkunftsfamilie und die damit verbundenen Konflikte kommen in den Blick. Dabei hatte Jesus durchaus Auseinandersetzungen in und mit seiner Familie, die in diese Richtung gehen. Das zeigt diese Geschichte und der wenige Verse vorher festgehaltene Wunsch der Mutter und der Geschwister, Jesus zurückzuholen, damit die Ehre der Familie keinen weiteren Schaden nimmt, denn: Er ist von Sinnen (Markus 3,20f.).

Und sicher ist mit der Geschichte nicht beabsichtigt, einer bürgerlichen Familienideologie mit ihrer Harmoniesucht und faktischem Familienstreit eine kritische Breitseite zu verpassen, als ob es kein heiligeres Band als das der Verwandtschaft gäbe. Man muss die Familienbeziehungen nicht herabsetzen, um nüchtern festzuhalten, dass es zerstörte Familien gibt, dass Kinder aus guten Gründen mit Vater und Mutter nichts zu tun haben wollen – und manchmal ja auch umgekehrt. Das vierte Gebot, Mutter und Vater zu ehren, schwingt mit in dieser Geschichte, doch dieses ist so gut wie gar nicht moralisch gemeint. Sein eigentliches Ziel ist das ökonomische und soziale Überleben der Familie, der Sippe, des Clans.

Alle diese Aspekte klingen an, aber so ganz beeindruckt sie mich nicht – möglicherweise wegen ihrer Normalität und Alltäglichkeit. Worum also geht es dann „eigentlich“ in dieser bib-

lischen Geschichte? Die Texte, die sich an diesem Sonntag in der kirchlichen Tradition versammelt haben, geben einen Hinweis. Sie alle drehen sich um Liebesbeziehungen: um Liebe, die mehr ist als ein Trieb und mehr als ein Gefühl, nämlich eine Kraft, die zur wechselseitigen Fürsorge und zur Hingabe für andere anleitet. In Psalm 112 werden Barmherzigkeit, Solidarität und Zuwendung zu denen, die dies nötig haben, gepriesen. Der erste Johannesbrief lobt überschwänglich die Liebe, die von Gott kommt und die auch in uns steckt, wenn wir lieben, wenn wir uns untereinander lieben. Und die Geschichte vom barmherzigen Samariter schildert in einmalig eindrücklicher Weise, dass die Liebe zum Nächsten nicht immer von denen ausgeübt wird, die sich hohe moralische Werte ans Revers heften. Überall – „wer den Willen Gottes tut“ – ist menschliches Leben durch Beziehungen der Liebe, der wechselseitigen Fürsorge, der solidarisch handelnden Gemeinschaft gekennzeichnet. In solchen „Liebesbanden“ steckt beides zugleich: das verknüpfende Band und die darin steckende Fessel. Es gibt eine Verpflichtung, in der sich die Liebe mit ihren Zumutungen zeigt. Die Geschichte vom barmherzigen Samariter ist die Geschichte einer Zumutung, der die meisten wohl wissend und sehend aus dem Weg gehen. Wer gehört zu Jesus?, fragt unser Text und zeigt Erwartungen und Zumutungen unterschiedlichster Art auf – an Jesus selbst und unter den Menschen, die sich an ihn binden, an ihn gebunden sind. Gegenseitige Erwartungen und Zumutungen, die nicht ohne weiteres zusammenpassen. Was davon ist auszuhalten? Wo steckt die Perspektive?

„Und er sah rings um sich auf die, die um ihn im Kreise saßen“ (V31). Auch ich sehe sie da sitzen im Haus. Der Raum voller Menschen. Fasziniert und versunken sind sie, die Menschen im Kreis. Ihre Herzen hat Jesus mit seinem Reden und Tun erreicht. Eine Menge verschiedenen Volks ist es. Die Runde der Seligpreisungen ist hier zusammengekommen: die Armen, die Traurigen, diejenigen, die trotz Widerständen an den alten Zielen der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit und des Friedens für alle Menschen festhalten. Eine zusammengewürfelte Schar, darunter solche, die aussätzig und elend ausgestoßen wurden aus der Dorfgemeinschaft. Andere haben – wie einige Fischer vom See Genezareth – ihre Herkunftsfamilien verlassen. Und nun spricht Jesus sie zusammen. Sein Blick macht die Runde, ruht auf jedem und jeder Einzelnen: Siehe, meine Mutter, mein Bruder, meine Schwester. Das mag für manche unerwartet gewesen sein – freudige Überraschung und Zumutung zugleich. Jesus macht aus einem bunten Haufen eine Gemeinschaft. In ihr geschieht, wofür sie auch nach außen eintreten soll: liebende Zuwendung zu denen, die übergangen werden, die nicht beachtet und von keinem respektiert werden. So entsteht eine Gemeinschaft, die auf den Begriff der „Familie“ nicht verzichtet, die aber weit über die leibliche Verwandtschaft hinausgeht und diese in sich aufnimmt. Es gibt in ihr Mütter, Schwestern und Brüder, eigentümlicherweise keine Väter. Als Anrede bleibt Gott die Vaterbezeichnung vorbehalten. Mit der Integration derer, die arm und schwach sind, die an den Rand gedrängt wurden, die außen stehen oder – wie der Samariter im Gleichnis – als Fremde behandelt werden, findet eine Art „Reparatur“ des Volkes Gottes statt. Dieser Heilungsprozess gehört zum Beginn des Reiches Gottes. In ihm leuchtet die messianische Kraft auf, von der Jesus erfüllt ist, die uns verheißen ist als Zukunft der Welt. Das Markusevangelium ist in den ersten drei Kapiteln vor unserem Predigttext voll von solchen Geschichten, die von Heilungen erzählen: Die Schwiegermutter des Petrus gesundet vom Fieber, Dämonen werden ausgetrieben, Behinderte und Gelähmte können sich wieder bewegen und gehen, Aussätzig werden befreit. Die in der Bevölkerung ganz und gar unbeliebten Zöllner folgen Jesus nach, nachdem er zuvor schon einige Fischer am See Genezareth berufen hatte. Von fernher strömt das Volk zu Jesus. Selbst von der anderen Seite des Jordan oder aus den Städten am Meer kommen sie. Dieser Heilungsprozess, der das Volk Gottes wieder herstellt, zieht viele Menschen an und verwandelt sie in wertvoll erachtete Mitglieder einer weiten Familie Gottes: „Siehe, meine Mutter, meine Brüder, meine Schwestern, denn wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter.“ Der Wille Gottes, der zu tun ist, liegt auf dieser Linie, auf der Linie des

Heilens, der wechselseitigen Fürsorge, des gegenseitigen Respekts, der Suche nach Gerechtigkeit und sozialem und ökonomischen Ausgleich. Damit kommen eine Achtsamkeit und ein Handeln in den Blick, die sich an der Unversehrtheit und Integrität der Menschen orientieren, gerade weil sie um die Verletzlichkeit des Lebens wissen. „Man bleibt nicht immer unangetastet“. Von dieser Erfahrung, von diesem tiefen Wissen her hat die amerikanische Philosophin – und Feministin – Judith Butler eine Ethik der Verletzlichkeit beschrieben, die für das Verständnis und das Tun des Willens Gottes in dieser Welt, für Gottes Willen zur Heilung der Welt hilfreich ist. „Weil wir alle verletzlich sind, sind wir allen verpflichtet“, schreibt sie. Und deshalb haben wir Verantwortung für andere. Denn immer wenn wir unsere Verletzlichkeit wahrnehmen, besteht die Chance auf Einsicht in unsere grundsätzliche Abhängigkeit von anderen. Von Geburt an sind Menschen soziale Wesen, „an andere gebunden, ungeschützt und darum durch Gewalt gefährdet“. Deshalb sollten Menschen in einer Welt leben können, in der sie vor körperlicher Verwundbarkeit geschützt werden, ohne dass diese deshalb ganz besiegt werden kann. „Vielleicht“, so schreibt sie, „liegt unsere Chance, menschlich zu werden, gerade in der Art und Weise, wie wir auf Verletzungen reagieren“. Ethik ist dann „Gewaltlosigkeit ohne jede Wechselseitigkeit“. – Ein solches Handeln wäre gewiss jeder Gemeinschaft angemessen, die Jesus in ihrer Mitte hat. In solche Bezüge von Freiheit und Abhängigkeit, von Liebe und Fürsorge, von Heil und Heilung stellt uns die biblische Geschichte. Drei Dinge sind mir daran wichtig geworden: Ich bin angesehen und anerkannt – als Schwester Christi. Und so wie ich sind alle Schwestern, Brüder, auch Mütter in dieser Gemeinschaft und auch darüber hinaus. Immer wieder erlebe ich an ganz unerwarteten Orten, wie sich der Wille Gottes im Handeln von Menschen Bahn bricht. Der Blick Jesu geht auf jeden und jede Einzelne. Diesen Blick kann ich mitmachen, die anderen sehen und an ihnen das Leben wahrnehmen: Freude und Leid, Bedrängnis und Not, Ausgrenzung, Chancenlosigkeit, aber auch heilende Kräfte und das Glück, am Leben zu sein.

Wir sind miteinander in der Familie Gottes verbunden – und darin können wir uns stärken. Das ist eine heilende und stützende Gemeinschaft, offen für viele verschiedene Menschen. Eine Gemeinschaft, in der Verletzungen und Ängste, aber auch Träume von Menschen ernst genommen werden. Ein Ort, wo Heimat und Geborgenheit, aber auch geschwisterliche Auseinandersetzung erfahren werden, wo Menschen ermutigt werden, Grenzen zu überschreiten und neue Wege zu gehen, die Gottes Willen uns und anderen erfahrbar machen.

Amen.